

Unverkäufliche Leseprobe



Hanna Lévy-Hass
Tagebuch aus Bergen-Belsen
1944-1945
Herausgegeben von Amira Hass

159 Seiten, Paperback
ISBN: 978-3-406-59199-0

Amira Hass

Einleitung
Anmerkungen über meine Mutter
© Originaldokument
© Verlag C.H.Beck

Hanna Lévy-Hass

Geboren in Sarajevo am 18. März 1913

Gestorben in Jerusalem am 10. Juni 2001

In der zweiten Hälfte der achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts dachte Hanna Lévy-Hass über die Möglichkeit nach, in ihr Heimatland Jugoslawien zurückzukehren und sich dort niederzulassen. Sie war bereits 75 Jahre alt. Hinter ihr lagen einige Wanderjahre – vier oder fünf Jahre davor – in Westeuropa. Einige Zeit hatte sie in Genf gelebt, später in Paris. In ihren Siebzigern hatte sie ihren Koffer gepackt, ihren Gehstock genommen, auf den sie zunehmend angewiesen war, ihr Zimmer und ihre Bücher in Tel Aviv zurückgelassen und sich aufgemacht. Ohne konkretes Ziel, auf unbestimmte Zeit. Während ihrer Wanderungen besuchte sie Belgrad, wo sie fünfzig Jahre zuvor, in den 1930er Jahren, an der Universität studiert hatte. Dorthin war sie 1945 – als Überlebende von Bergen-Belsen – zurückgekehrt, mit der klaren Absicht, für immer zu bleiben.

Zwar war sie 1913 in Sarajevo geboren, doch Belgrad hatte sich ihrer Erinnerung als modernere Stadt eingepägt, die es wert war, Ende der achtziger Jahre ein zweites Mal dorthin «zurückzukehren». Beinahe hätte sie ein Zimmer in irgendeiner Wohnung gemietet, bereit, ihr Leben noch einmal neu zu beginnen. Die Vermieterin beobachtete, wie sie aus dem Fenster auf die Straße hinausschaute. Sie wusste, dass ihre voraussichtliche Mieterin jüdisch war, und meinte zu ihr sagen zu müssen: «Hier, aus diesem Fenster, haben wir beobachtet, wie sie die Juden zusammengetrieben haben.» Das reichte nicht nur, um meine Mutter zu veranlassen, die Idee aufzugeben, jenes Zimmer in der Wohnung zu mieten, sondern auch, um ihr begreiflich zu machen, dass Belgrad kein Ort für sie sei.

Das kommt mir recht merkwürdig vor: Bedurfte meine Mutter tatsächlich der unsensiblen Bemerkung dieser Frau, um zu erkennen, dass durch die Fenster vieler Häuser Menschen beobachtet hatten, wie Juden während der deutschen Besetzung der Stadt zusammengetrieben und zu einem ungewissen Ziel fortgeschafft wurden? Gibt es solche «Fenster» nicht auch in anderen europäischen Hauptstädten? Schließlich trieben die deutschen Besatzungstruppen und ihre einheimischen Kollaborateure Juden zusammen und schickten sie fort, ob sie nun aus Fenstern beobachtet wurden oder nicht.



Das entsprach ihr vollkommen, denn so kannte ich sie: von Paris nach Belgrad zu reisen, sich ihre Heimkehr nach Jugoslawien auszumalen und dies aufgrund einer unsensiblen Bemerkung aufzugeben. Das war ihre Rastlosigkeit, die Impulsivität, die sie auszeichnete, selbst dann noch, als ihr das Laufen zunehmend schwerfiel. Es war der Zwang, den Ort zu wechseln, fortzugehen, ihre Meinung zu ändern, aufzubrechen, zurückzukehren, um erneut aufzubrechen – ja, wegzulaufen. Und als sie zu Beginn der

1990er Jahre beschloss, Frankreich zu verlassen, wo sie sich beinahe niedergelassen hätte, und nach Israel zurückzukehren, war auch dies so etwas wie eine fieberhafte Flucht. Erneut hatte sie festgestellt, dass sie eine Fremde und Außenseiterin war.

War sie immer schon so gewesen? Ich meine, war sie schon so gewesen, bevor sie – als Jüdin – ins Nazi-Konzentrationslager in Bergen-Belsen verschickt wurde? Das ist nur eine der vielen Fragen, die ihre Biographie aufwirft.

Dennoch sind die fragmentarischen biographischen Details, die ich über sie weiß (und erinnere), gerade Beweis für die Festigkeit und Bestimmtheit ihrer Entscheidungen als junge Frau. Während sich die Frauen in ihrem Umfeld gewöhnlich für den traditionellen Anker der Hochzeit und Familiengründung entschieden, wählte meine Mutter ganz selbstverständlich die höhere Bildung: das Studium der romanischen Sprachen (vor allem Französisch und Italienisch) und Literatur. Sie bereitete sich auf eine Tätigkeit als Lehrerin vor, begann sogar ein Magisterstudium. Sie studierte in Belgrad, wohin sie Anfang der 1930er Jahre gemeinsam mit ihrer Mutter und einer ihrer Schwestern gezogen war. Staatliche Stipendien ermöglichten ihr das Studium – ein Segen für jemanden, der nicht aus einer wohlhabenden Familie, sondern aus einer Familie kam, die in der Zeit der Weltwirtschaftskrise Ende der 1920er Jahre verarmt war. Sie erhielt sogar ein Stipendium, das es ihr ermöglichte, einige Monate lang an der Pariser Sorbonne zu studieren.

Sie wurde unmittelbar vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs im bosnischen Sarajevo geboren – einem gottverlassenen Winkel Österreich-Ungarns. Ein Klassenkamerad ihres – 21 Jahre älteren – Bruders, ein gewisser serbischer Nationalist namens Gavrilo Princip, verübte am 28. Juni 1914 ein Attentat auf den österreichischen Thronfolger in Sarajevo. Einen Monat später erklärte Österreich-Ungarn Serbien den Krieg. Meine Mutter hat nicht viel über ihre Erfahrung jener Jahre des Ersten Weltkriegs

erzählt. Wie Millionen andere litt die Familie Hunger, was sich vor allem auf sie, die damals noch ein Baby war, und ihre spätere Gesundheit auswirkte.

Sie war die jüngste Tochter in einer Familie sephardischer Juden. Sie hatte drei Brüder und vier Schwestern. Der Familienstammbaum reicht – wie der anderer Familien auf dem Balkan – bis nach Spanien zurück, von wo die Familie Ende des 15. Jahrhunderts von den katholischen Königreichen Aragon und Kastilien vertrieben worden war. Zu Hause sprach sie Ladino – ein mit dem frühen Hebräisch vermisches Spanisch des 15. Jahrhunderts. Religiöse Zeremonien wurden in Ladino ausgeführt, Familienlieder wurden auf Ladino gesungen. Hanna, die von ihrer Familie Anica genannt wurde, verstand Ladino, antwortete jedoch auf Serbokroatisch. «Goja», neckte ihr Vater sie, wenn sie nicht in ihrer Muttersprache antwortete, jenem mit Hebräisch gewürzten mittelalterlichen Spanisch.

Ladino, Serbokroatisch, Muttersprache – wie verwirrend! Ich wusste immer, dass sie «Jugoslawisch» sprach. So nannten wir der Kürze und Einfachheit halber ihre Sprache. Als der Krieg mit der deutsch-österreichischen Niederlage endete, wurde Bosnien Teil des Königreichs Jugoslawien. Laut einem verbreiteten Witz waren die Juden die wahren «Jugoslawen»: weder Bosnier noch Serben oder Kroaten. Die Juden fühlten sich wohl in der neuen Föderation, einer Mischung religiöser und ethnischer Identitäten unter dem Schirm einer Regierung. Vielleicht behagte ihnen das nichtethnische, egalitäre Potenzial einer Föderation, in der ihr Judesein lediglich ein – weder unter- noch überlegener – Teil eines reichen, bunten Mosaiks war. So jedenfalls verstand meine Mutter ihr Heimatland: Sie war in Bosnien geboren, studierte in Serbien, las und schrieb sowohl in lateinischer als auch kyrillischer Schrift und hatte Freunde und Freundinnen jeglicher ethnischer wie religiöser Herkunft. Sie fühlte sich als Gleiche unter Gleichen. Ihre Brüder und Schwestern lebten verstreut in den verschiedenen Re-

publiken. Vor allem im kommunistischen Untergrund, dem sie als junge Frau angehörte, war diese Mischung völlig natürlich. In jenen Jahren waren Menschen wie sie, darunter viele Juden, auf der Suche nach allem, was nationale, ethnische und religiöse Schranken transzendierte. Vereint wurden sie durch das Ideal der Gleichheit. Menschen um sie herum schlossen sich wie selbstverständlich den Internationalen Brigaden an, die im Spanischen Bürgerkrieg gegen die Faschisten kämpften. Unter ihnen war ein jüdischer junger Mann, mit dem sich eine Liebesbeziehung anbahnte. Seinen Namen habe ich vergessen. Ich «erinnere» nur noch durch ihre Geschichten, dass er rothaarig war und auf spanischem Boden ums Leben kam.

Die Feindseligkeiten und Spannungen zwischen den unterschiedlichen Gruppen im Jugoslawien der 1920er und 1930er Jahre verschärfte sich unter der Nazibesatzung und im Zusammenhang mit dem Widerstand und führten zum Bürgerkrieg. In den Erinnerungen, die sie mir als ihr Erbe hinterließ, nahmen sie jedoch keinen bedeutenden Raum ein. Vielleicht haben ihre Erfahrungen in Bergen-Belsen und die Tatsache, dass so viele ihrer Verwandten und Freunde umgekommen waren, die Schwere anderer – persönlich-familärer und kollektiver – Erinnerungen verdrängt. Vielleicht waren diese Feindseligkeiten vor dem Zweiten Weltkrieg auch weniger schwerwiegend, als wir sie rückblickend aus unserer Perspektive nach den Bürgerkriegen deuten, die Jugoslawien am Ende des 20. Jahrhunderts zerrissen haben. Und möglicherweise hatte sie sich auch – trotz ihrer späteren politischen Desillusionierungen – etwas von jener beliebten kommunistischen Romantik bewahrt, die Feindseligkeiten als binäre Erscheinung von Gut und Böse darstellte: Monarchie versus Volk, Faschisten (Kroaten) versus Antinazis, verräterische Monarchisten versus kommunistische Partisanen. Oder vielleicht waren diese fernen Komplexitäten auch schlicht nicht das Richtige für meine Kindergeschichten.

I.

BB. | 16. August 1944

Mein Inneres ist wie erstarrt, und ich fühle, wie meine Apathie gegenüber der Außenwelt jeden Tag wächst. Und jeden Tag fühle ich mich weniger fähig für ein Leben, wie ich es jetzt führe. Wenn unser Ziel und unsere Perspektiven sich nicht bewahrheiten und wenn die Welt so bleibt, wie sie jetzt ist, wenn die neuen menschlichen Beziehungen die menschliche Natur nicht merklich ändern können – nun gut, dann werde ich eben endgültig ein ungeschicktes, unfähiges, verfluchtes Geschöpf, ein Versager werden und es auch bleiben.

Bis jetzt habe ich oft, ich möchte sagen, immer, die Ursachen meines Unglücks und Elends in mir selbst gesucht, in meinem Wesen, meinem Charakter, meiner Abstammung. Immer habe ich mich bemüht, die Notwendigkeit menschlicher Schicksale, die Notwendigkeit des individuellen Geschicks der Menschen zu begreifen und sie auf dem Hintergrund von atavistischen Einflüssen, Vererbung, Erziehung, Kindheit und anderen psychologischen Ursachen zu erklären. Und ich bin genauso vorgegangen, um mein eigenes Leben zu verstehen und zu erklären. Dieses Vorgehen war mehr oder weniger richtig, zweifellos.

Aber nun, in dieser letzten Zeit, wird es mir immer klarer, dass man den «Fehler» nicht ausschließlich in sich selbst und in seiner eigenen persönlichen Existenz suchen darf, sondern dass er sich zum großen Teil in der uns umgebenden Welt «verbirgt». Ich verstehe heute sehr wohl, dass die bösen Tage ohne Zahl, die finste-

ren Ideen und die äußerst qualvollen Situationen in meinem Leben im Allgemeinen keine andere direkte Ursache hatten als die äußeren Wechselfälle, die Absurdität der gegenwärtigen sozialen Struktur und die Natur des Menschen unserer Tage.

Das wird heute sonnenklar, selbst hier in diesem Lager, in der grausamen Sklaverei, die uns vereint. So habe ich gelernt, mein besonderes Schicksal mit den allgemeinen Fragen eng zu verbinden, von denen der Ausgang der sozialen und internationalen Gärung abhängt, und die Lösung meines persönlichen Problems vor allem im Rahmen der Lösung der Probleme im Weltmaßstab zu sehen. Auch habe ich beschlossen, nicht mehr ein Opfer meiner früheren Anschauungen zu bleiben, mich aus den Krallen des individuellen Fatalismus zu befreien, der mich ohne Abwehrmöglichkeit einem unmittelbar bevorstehenden, unentrinnbaren, ewigen, vorbestimmten und zwangsläufig schicksalhaften Unheil auslieferte. Es versteht sich von selbst, dass trotz allem mein persönliches Unglück in gewissem Ausmaß von Faktoren dieser Art herrührt, aber jedenfalls ist es nicht definitiv und feststehend, denn im allgemeinen Rahmen der sozialen und weltweiten Veränderungen muss es seinerseits Veränderungen mitmachen, denen es sich nicht entziehen kann.

BB. | 19. August 1944

Menschen aus verschiedenen sozialen Schichten sind hier zusammengepfercht, aber der kleinbürgerliche Typ herrscht vor. Man findet auch einige Kapitalisten im eigentlichen Sinn, mit charakteristischen Zügen der Verkommenheit. Im Allgemeinen weisen hier alle Leute kleinliche, egoistische, engherzige Gewohnheiten auf. Das führt zu endlosen Konflikten und Reibereien zwischen gegensätzlichen Interessen. Dazu noch die Fälle von Heuchelei.

Man kann in dieser Atmosphäre nicht atmen. Es ist noch nicht das Allerschlimmste, dass Menschen aus allen Teilen der Welt

hierher verschleppt worden sind und man nicht weniger als 25 Sprachen hört. Wenn man nur durch ein klar bestimmtes gemeinsames Bewusstsein miteinander verbunden wäre. Aber das ist nicht der Fall. Diese menschliche Masse ist so vielgestaltig. Sie wird mit Gewalt, durch Misshandlungen auf diesem engen, staubigen und feuchten Raum zusammengepfercht, sie wird gezwungen, unter den unwürdigsten Bedingungen und den brutalsten Entbehrungen zu leben, so dass alle menschlichen Leidenschaften und Schwächen entfesselt werden und manchmal tierische Formen annehmen.

Welche Schande. Welch trauriges Schauspiel. Ein gemeinsames Elend vereint Wesen, die einander kaum ertragen und die das objektiv bestehende Elend noch durch ihren Mangel an sozialem Bewusstsein, durch ihre geistige Blindheit und die unheilbaren Krankheiten seelischer Isolierung verschärfen. Gewisse egoistische Instinkte finden hier einen idealen Nährboden, auf dem sie bis zum Grotesken in Erscheinung treten. Es wäre gewiss falsch, solche Erscheinungen zu verallgemeinern. Doch die hohen individuellen Qualitäten, die bei manchen spürbar sind, ihre moralische und intellektuelle Ehrlichkeit bleiben im Schatten, machtlos ...